

Jahrtausenden hinterlassen und anderseits momentan darstellen können, insofern sie bahnbrechend, pfadweisend, vorbildlich und befruchtend auf das private Kunstinteresse wirken. Bis in die ersten Decennien des 19. Jahrhunderts glaubten auch die meisten Fürsten, einer solchen kulturellen Aufgabe nachkommen zu müssen, allerdings aus mehr egoistischen Gründen, indem sie ihre gesammelten Kunstschätze teilweise lediglich zum eigenen und der Gäste Ergötzen in ihren Besitzungen aufstellten, unsichtbar dem Auge des gewöhnlichen Volkes. Trotzdem hatte aber bis in die gleiche Zeit herein auch der einfache Mann seine harmonische Umgebung, in die er selbst mit seiner Kleidung und seinen Bedürfnissen hineinpasste. In dieser das jeweilige Kulturiveau widerspiegelnden Gesamtharmonie lag ungewollte, ungekünstelte Aesthetik.

Betrachten wir nun die Umstände, die in der Folgezeit diese natürliche Aesthetik zerstören mussten. Dieselben lagen ja zum grossen Teile in politischen Umwälzungen und deren Folgeerscheinungen, wie Armut, Gleichgültigkeit gegen die erreichbaren Annehmlichkeiten des Lebens u. s. f. Man verlor jeden Sinn für Komfort und Bequemlichkeit und hatte keine Sehnsucht mehr, sich selbst oder sein Heim zu schmücken, also auch keine „ästhetischen Bedürfnisse“. So kahl und armselig es in den Stuben aussah, so nüchtern und hässlich wurde die Kleidung. Nüchternheit war allenthalben Trumpf. Wenn ein Gott das wilde Heer losgelassen hätte mit der Weisung, alles, was im Hause noch an Kunst erinnert, kurz und klein zu schlagen, es hätte seine Aufgabe nicht besser lösen können, als es mehrere Dekaden des 19. Jahrhunderts mit aller Gründlichkeit zu stande brachten. Je armseliger man sich aber in seinen vier Wänden austattete, desto üppiger wucherten die frei gewordenen Phantasieen, desto mehr grünte und blühte es in den Köpfen. Die Kunst verfiel in einen Dornröschenschlaf, ein Zeitalter der Geister, der Denker brach an. Man gewöhnte sich, die hehrsten Geistesfunken aus einem ungepflegten Munde, der zu einem ungekämmten und ungeschorenen Kopfe gehörte, zu vernehmen, von einem Manne, den ein abgeschabter, sackartiger Rock, greulich verkrüppelte Beinkleider, ein schmutziger Hemdkragen und eine verschossene, abgetropfte Kravatte umschloss: der deutsche Gelehrte, theoretisch teilweise ein Aesthetiker, praktisch das reine Gegenteil. Man gewöhnte sich, schlecht angezogene Menschen für voll zu nehmen und liess sich den Rest von Geschmack durch allzu billige, praktische Gründe so gründlich unterjochen, dass wir heute noch keine Kleidung besitzen, die den bescheidensten Ansprüchen hinsichtlich Schönheit entspricht.

Mit den besseren Erwerbsverhältnissen kam dann ein Wandel, zwar nicht beim Nächstliegenden, dem Aeusseren der Menschen selbst, sondern in den Wohnräumen und später in der Kunst selbst. Die Maschinen, die Verbilligung der Arbeitskraft, die Entbehrlichkeit der teureren menschlichen Hand, die ersten Anfänge einer allgemeinen sozialen Umwälzung brachten Geld ins Haus, in die leeren Schränke. Nun hatte man es und konnte es nach aussen zeigen. Nein, man musste es, je mehr, je besser. Nur recht protzenhaft, damit ja niemand im Zweifel sei, dass man nicht mehr der arme Schlucker war wie ehemals. Was sich Fürsten leisteten, glaubte man sich ebenfalls schuldig zu sein, und da man das Gediogene, Solide dieser Vorbilder doch nicht auf die Beine brachte, es in seinem Krämergeist wohl auch nicht einmal ernsthaft versuchte, so begnügte man sich mit dem Schein, mit unechtem Material, mit Flitter. In die Bürgerwohnung des Parvenus und seiner Nachahmer zog statt Marmor der Stuck und Gips ein, statt Bronze, die angestrichene Imitation, statt Holzschnitzerei und edler Hölzer überhaupt der Holzguss und die alles gnädig überdeckende Leimfarbe. Aber dafür die prachtvollen Oeldruckbilder und grellfarbigen Plüschportieren, die pompösen Türaufsätze und Deckenplastiken aus Gips, die gemalten Säulenhallen an den Wänden und die hohen Flügeltüren, die womöglich in einen finsternen Winkel führten! Alles Talmireichtum, so verlogen und unehrlich wie die noch heute grassierende Sitte oder Unsitte, sich einen Salon oder ein „gutes Zimmer“ zu halten, obwohl es weder die soziale Stellung erlaubt, noch sich aus Raumüberfluss empfiehlt. Jenes verlogene Protzertum ist daran schuld, dass noch heute Tausende von Familien sich ein langes

Leben lang in elenden Gemächern behelfen, nur um einen „Salon“ mühsam am Leben erhalten zu können. Die Opfer solcher Nachahfungswut und Vorspiegelungspraxis erscheinen mir keineswegs bedauernswert. Ihre Unvernunft will es nicht anders.

Auf den Protzenstil, sagt Muther weiter, folgte die Zeit des Stilechten, d. h. die von der Kostümmalerei benötigten Möbel des 16. und 17. Jahrhunderts füllten die Malerateliers und wanderten von hier, teils echt, teils imitiert, ins Bürgerhaus. O alteutsche Stube, o Renaissancezimmer, wie machtet ihr euch prächtig zu euren Bewohnern in Lackstiefeletten, Frack, Stehkragen und ausgeschnittener Weste! Und zu den lieblichen Frauen in Tournüre, Wespentaille und Chignon! Die Zeit des Stilechten (NB. nicht des Echten, es wäre ja begrüssenswert gewesen!) brachte zahllose weitere Stilwidrigkeiten und unvernünftige Rückschritte. Man beraubte sich z. B. des schönen, himmlischen Tageslichts, indem man sich dem Stil zuliebe hinter Butzenscheiben vergrub, man ruinierte seine Augen an verschnörkelten Druckbuchstaben im Interesse des Stils, man stiess sich Hand und Körper wund an zerschlissenen, eisernen Anfassern und scharfkantigen Möbeln, leitete Leuchtgas durch porzellanene Kerzen und stellte einen Gasofen in hölzerne Kamine. Niemand schien daran zu denken, dass das Renaissance, etwa erst im 19. Jahrhundert aufgenommen, infolge der neuen technischen Errungenschaften ganz anders ausgefallen wäre, als es vor drei bis vier Jahrhunderten ausfallen musste.

Und welche Rolle war der damaligen hohen Kunst zugeteilt? Eine zweifache. Erstens die zur Pflege des Hurratriotismus, zweitens die zur Vervollkommnung der sonst durch Zeitungen verzapften Volksbildung. Zur Erreichung des in Position 1 gedachten Zweckes wurden die Lande mit Denkmälern, meist engpolitischen Inhalts, schablonisiert nach Litera A mit F, förmlich übersät und die Galerien mit Schlachten- und Geschichtsbildern, gleich Volksfestpanoramen angefüllt, für Position 2 die Leute mit Genrebildchen lächerlichster Art, ordinären, kindischen Anekdoten gleich, gefüttert. Muther nennt die Genrebilder der damaligen Zeit mit Recht „gemalte Zeitungsnotizen“. Dass die Malerei und Bildhauerei das ureigentliche „Reich der Formen und Linien“ ist, schien allenthalben vergessen. Zur weiteren Verwirrung der Köpfe und „Geschmäcker“ trug der Umstand bei, dass das Schrifttum über die Kunst von Gelehrten verzapft wurde in durchaus verknöchertem, nach Jahreszahlen, Rubriken, Kategorieen schematisierter Form. Unter der Lupe der Wissenschaft musste jener, nur mit den Sinnen aufzunehmende Duft der Kunst jäh zerrinnen und die Farbenharmonieen und Schönheiten der Linien sich bei der Analyse in tote Elemente auflösen.

Eine Errungenschaft aber brachte die von Aesthetik so weit entfernte Zeit, nämlich Museen und Kunstsammlungen, die das, was sonst nur den Augen der Höchsten erreichbar war, dem Volke zur Belehrung, Bildung und zum Vorbild zur Schau auslegten. Allerdings alles losgelöst von dem Boden, in dem es emporgeblüht war; Bilder der verschiedensten Epochen direkt nebeneinander gehängt und die Kunstgewerbestücke nach Sorten und Material geordnet wie in einem Warenhaus. Dass derlei Stilwidrigkeiten der Museen nicht im stande sein können, das Gefühl für Aesthetik zu fördern, liegt auf der Hand. Um jedoch gerecht zu sein, müssen wir uns vor Augen halten, dass das 19. Jahrhundert eben andere Aufgaben sich gestellt hatte, als das Genussleben einseitig zu fördern. Angesichts seiner grossartigen Erfolge auf dem Gebiete der Technik und sozialen Arbeit muss eine allzu herbe Kritik verstummen.

Und heute? Wir sind heute auf dem besten Wege, die verlorene Aesthetik langsam wieder zurück zu erobern. Wir haben jetzt Museen, die geschlossene Kulturbilder geben, rekonstruierte Innenräume mit allem zeitgemässen Zubehör, ganze Bauernhäuser, stilgerechte Gartenanlagen u. s. w. zur Schau stellen. Wir haben die Kunst wieder ins Alltagsleben gebracht, indem die verschiedensten Bedürfnisgegenstände wieder wie ehemals von Künstlerhand entworfen und zum Teil gefertigt werden. Heute ist nicht nur der Kunstmaler, sondern auch der, der eine Lampe, eine Uhr herzustellen weiss, ein Künstler. Vom falschen Pathos ist die gesamte Kunst zum „Prinzip der Ehrlichkeit“, zum Sinn für das Materialechte zurückgekehrt. Je mehr die moderne Kunst lernt,